

Geleitwort

Spielen als pädagogische Chance im Kampf gegen soziale Benachteiligung

In den letzten Jahren und Monaten war – bedingt durch die eine Menge nationale und internationale Unruhe hervorrufenden Ergebnisse der PISA-Studien – viel von der Förderung und Kompensation von Lerndefiziten bei Kindern und Jugendlichen die Rede. Für viele Beobachter – so auch für mich – hatte dies oft den schalen Beigeschmack, dass es in diesen "Messungen" von Leistungsmöglichkeiten Heranwachsender sehr stark um kognitive Fertigkeiten und Kombinationsfähigkeiten ging, die allesamt auf das Lebensfeld Schule zugeschnitten sind.

Gleichzeitig wurde und wird bei diesen Gelegenheiten immer wieder der Ruf nach mehr Bildungsanstrengungen für Kinder von klein auf, also vor allem in der Früherziehung und Elementarpädagogik, laut. Dass es in diesem Bereich dringend einer gesellschaftlichen und bildungspolitischen Aufwertung bedarf, ist keine Frage: europaweit werden curriculare und qualitätsbezogene Kriterien zur Anhebung der elementarpädagogischen Ausbildungsgänge diskutiert und auch umgesetzt. In Österreich erfolgt ja die Erzieher/innen- und Kindergartenpädagogik-Ausbildung nach wie vor im Sekundar-Schulbereich, sodass dringend Nachholbedarf in der Professionalisierung dieses Berufsfeldes besteht.

Die geforderten Bildungsanstrengungen im Elementarbereich lassen im öffentlichen Diskurs darüber aber gelegentlich auch eine Art Verlängerung der Leistungsschule nach unten befürchten. Der Kindergarten soll sozusagen schon die Arbeitsmarktprobleme hinsichtlich ausreichend geeigneter Fachkräfte für die Zukunft mit im Blick haben. Dagegen kann sich eine kindorientierte Elementarpädagogik nur kritisch verhalten: Lernen und Entwicklung wird durch so viele verschiedene Förderungen und Prozesse angeregt, dass es eine viel zu enge und erwachsenenzentrierte Sicht wäre, hier schon sehr früh mit strikten und konkreten Leistungsanforderungen zu beginnen.

Das *Spiel* hingegen, auch als Lernfeld und als Bildungsfaktor, das im Mittelpunkt dieser Arbeit steht, insbesondere das Spiel in Kontakt und Beziehung zu den Eltern, bleibt in dieser Diskussion weitgehend unterbelichtet. Das ist auch das besondere Verdienst der vorliegenden Arbeit von Michaela Grubbauer. Ihr geht es um die Unterstützung von Eltern aus sozial benachteiligten Milieus und um die Frage, wie sie mittels Spielens die sensomotorische, kognitive und emotionale Entwicklung ihrer Kinder fördern können. Das Spiel bedeutet Auseinandersetzung des Kindes mit seiner materiellen und sozialen Umwelt mit dem Ziel, sie zu begreifen und auf sie einzuwirken, und ist als solche an sich schon bildsam. Frühkindliches Spiel ist dabei ganz besonders spontanes, selbst initiiertes Lernen, bei dem eine Integration von frühen Erfahrungen, von erlebter Kommunikation und damit auch von Symbolisierung stattfindet, die für kognitive und emotionale Prozesse sehr wichtig ist.

Spielpartner sind dabei zunächst die Eltern. Diese wiederum haben die Aufgabe, die erfahrungs-integrativen und kommunikativen Bedürfnisse der Kinder und ihren kontinuierlichen Spracherwerb zu unterstützen. Diese Fähigkeit der Unterstützung ist entlang der Bildungs- und Sozialschichten innerhalb der Gesellschaft aber ungleich verteilt. Und diese Benachteiligung stellt ein Risiko- und Belastungspotential in der Entwicklung der betroffenen Kinder dar. Ökonomische und psychosoziale Belastungen sowie mangelnde Problemlösungsstrategien können daher die entwicklungsfördernde spielerische Interaktion der Eltern mit ihren Kindern erschweren.

In der öffentlichen Diskussion über Bildungsbenachteiligung geht es aber wie gesagt meist nur um die Schule; die Ressourcen der Eltern und der Familien zu stärken und damit ausgleichende Prozesse in Richtung verbesserter Entwicklungschancen der Kinder zu erzielen, kommt in den Forderungskatalogen der Politik kaum vor. Es ist das Verdienst der Autorin, diesen Aspekt in ihrer Studie besonders herausgearbeitet zu haben.

Neben einer Diskussion der Hauptrichtungen der Spieltheorie, einer umfassenden Analyse der Bedeutung und Funktion kindlicher Spieltätigkeit, den verschiedensten Arten von Spielen und ihrer Förderlichkeit diskutiert die Autorin auch die dynamischen Wechselwirkungen zwischen Umwelt, Spiel und kindlicher Entwicklung, stellt also eine Art sozialökologischen Bezug her, in den eingebettet kindliches Spiel zu sehen ist und unter dessen Berücksichtigung erst wirklich förderliche Entwicklungen angeregt werden können.

"Spielförderung" meint dabei immer mehr als mit dem Spiel erreichbare kognitive, emotionale oder sensomotorische Lernziele. Bei sozial benachteiligten Kindern kann Spielförderung langfristig nur Erfolge erzielen, wenn die entsprechenden Maßnahmen auch Veränderungen im Eltern-Kind-System und auch Veränderungen auf der infrastrukturellen und institutionellen Ebene anpeilen (also Fragen der pädagogischen Bedeutung von Strassen, Spielhöfen, Spielplätzen u.a.m. bis hin zu Organisationsformen der Schule).

Anhand des Modellprojekts "Opstapje" – einem präventiven Spiel- und Lernprogramm für Kleinkinder aus sozial benachteiligten Familien aus den Niederlanden – zeigt die Autorin auf, dass der autonome Prozess der Entwicklung des Kindes von 18 Monaten bis 3 Jahren im Spiel und in sozialer Interaktion so verläuft, dass den Ressourcen der Eltern und ihren Beziehungen zu den Kindern eine wichtige Bedeutung zukommt und dass er durch eine ganze Reihe kultureller Merkmale und Unterschiede beeinflusst wird, die man bei der Planung solcher Unterstützungsmaßnahmen kennen und beachten muss.

Es wäre eine wichtige Ergänzung der Maßnahmen um schulische Förderprogramme, wenn derartige präventiv-orientierte Modelle für sozial benachteiligte Kinder stärker in die pädagogische Diskussion Eingang fänden. Michaela Grubbauer hat mit ihrem Buch dazu einen wichtigen Beitrag geleistet.

Univ.-Prof. Dr. Josef Christian Aigner
Leiter des Instituts für Psychosoziale Intervention und
Kommunikationsforschung an der Universität Innsbruck